

Weiblichkeit im Beruf - Männlichkeit in der Familie: geschlechtsspezifische Normen im Helfermilieu

Rommelspacher, Birgit

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rommelspacher, B. (1987). Weiblichkeit im Beruf - Männlichkeit in der Familie: geschlechtsspezifische Normen im Helfermilieu. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 11(4), 87-104. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-250032>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

WEIBLICHKEIT IM BERUF - MÄNNLICHKEIT IN DER FAMILIE

GESCHLECHTSSPEZIFISCHE NORMEN IM HELFERMILIEU

BIRGIT ROMMELSPACHER

Die Selbstreflexion der professionellen Helfer führt immer wieder in denselben Zirkel: Sie versuchen, Menschen zu helfen, die krank geworden sind an einem Industriesystem, in dem Kälte und Konkurrenz herrscht. Sie selbst mit ihrer Profession sind aber ebenfalls Teil dieses Systems. Ihre Arbeitsweise wird durch dieselbe Logik bestimmt wie eben dieses System, das so krankmachend ist. D.h., sie selbst laufen Gefahr, krank zu machen.

Diese Gefahr beschreibt auch ANTONS (1987) in seinem jüngst veröffentlichten Buch mit dem Titel: "Helfen oder Lieben?". Er geht hier der Frage nach, warum so viele Ehen von Therapeuten und anderen professionellen Helfern scheitern, und muß feststellen, daß ein nicht unerheblicher Anteil zu Lasten psychosozialen Expertentums geht.

Die Experten sind letztlich nur ein schlechter Ersatz für eine Mitmenschlichkeit, wie sie noch früher herrschte, so der Hintergrund der Analyse, wie wir ihn auch in den zahlreichen Publikationen von SCHMIDBAUER und ILLICH finden. Damals gab es noch eine Privatwelt, wo im "großen Haus" der bürgerlichen Familie der "ganze Mensch" angesiedelt war und noch Wärme alle umfing. In diese Idylle brach dann das Industriesystem ein, das die Beziehungen zwischen den Menschen zerstörte

Diese Mystifizierung der Privatwelt, in die Vergangenheit projiziert, ist wohl weniger als sozialhistorische Analyse zu begreifen, sondern eher als eine Form der Enttäuschungsverarbeitung von nicht erfüllten Versorgungswünschen im Privatbereich.

Frauen können diese Trauer über den Verlust einer angeblich behaglicheren Zeit sicher nicht in der Weise nachvollziehen. Dazu haben sie in der Familie zuviel mitgemacht. Sie wissen, daß es nicht nur die Arbeitswelt ist, die krank macht, sondern daß viele Probleme im wörtlichen Sinn "hausgemacht" sind. Die Quelle ihres Leidens ist in erster Linie die Familie. Sei es, daß sie unter der Einschränkung ihrer Lebensmöglichkeiten leiden, unter der Gewalt und Mißachtung

der Männer oder unter der Unzulänglichkeit ihrer selbst gegenüber den Anforderungen der Familie. Und für sie hat im Gegensatz dazu die Arbeitswelt durchaus auch psychisch stabilisierenden Charakter, wie die Daten zur psychischen Gesundheit im Vergleich von Familien- und Berufsfrauen zeigen (BÜHM 1987). Dennoch idealisieren auch Frauen die Familie (im Gegensatz zur Arbeitswelt) zur eigentlich heilen Welt, zum Ort der Lebendigkeit, des unmittelbaren Lebens, der Entfaltung des Individuums in seiner Einmaligkeit. Jedoch sehen sie die Ursachen für die unausbleiblichen Enttäuschungen weniger in äußeren Umständen als im eigenen Versagen. Damit werden auch sie Opfer der Mystifizierung des Privaten. Allerdings mit anderen Konsequenzen: Die Anforderungen, die sie an sich stellen, wachsen ins Unermeßliche.

Verständlich ist diese unterschiedliche Enttäuschungsverarbeitung aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Privatbereich: Frauen haben in erster Linie für die Familie da zu sein, sie zu versorgen und zu trösten, Männer hingegen erwarten hier, getröstet und versorgt zu werden. Das gilt heute noch so wie vor 100 Jahren, trotz steigender Berufstätigkeit auch von Müttern, trotz wachsender Egalitätsvorstellungen in der Partnerschaft und trotz aller Emanzipationsdiskussionen (vgl. BRIGITTE-STUDIE 1986).

Die unterschiedlichen Rollen von Männern und Frauen in der Reproduktion setzen sich auch bei den professionellen Helfern fort. Auch wenn hier Ausbildung, Position und Tätigkeit neutral, d.h. für beide Geschlechter gleichermaßen gültig beschrieben werden, so sieht die Realität der Berufsausübung und deren Interpretation recht verschieden aus.

Das ergibt sich bereits aus der unterschiedlichen Ausgangsposition: Frauen sehen soziale Berufe als Fortsetzung und Erweiterung ihrer familialen Rolle unter anderen Bedingungen.

Männer hingegen lernen in diesem Beruf etwas für sie Neues. Sie mischen sich damit in einen genuin weiblichen Bereich ein. Das bedeutet für sie: Sie müssen darauf achten, dabei nicht ihre Männlichkeit zu verlieren, und sie müssen ihre Einmischung in diesen weiblichen Bereich legitimieren, indem sie beweisen, daß sie es besser können.

1. Weiblichkeit im Beruf

Frauen nennen unterschiedliche Gründe, warum sie einen sozialen Beruf gewählt haben. Am auffallendsten ist wohl, daß sie vielfach gar nicht das Gefühl haben, überhaupt gewählt zu haben. Häufig habe sich ihre Berufswahl, wie sie sagen, "zufällig" ergeben. Die weiteren Analysen zeigen, daß hinter dem Zufall häufig

die Vorabbestimmung durch die Erwartungen der Eltern, die starke subjektive und objektive Begrenzung der Wahlmöglichkeiten und das offene und/oder versteckte Curriculum in der Ausbildung stehen, die ihnen ihren Weg vorgezeichnet haben. Damit löst sich der Eindruck einer bewußten Wahl zunehmend auf und an dessen Stelle tritt eher ein Gefühl des Selbstverständlichen und "Natürlichen" (ROMMELSPACHER 1987). D.h. also nicht, daß sie sich unbedingt in die falsche Richtung gedrängt fühlen, denn die meisten Frauen erleben den persönlichen Kontakt und die sozialen Beziehungen in der Arbeit als das Eigentliche, das Wesentliche, als das, was einem Beruf einen Sinn gibt, so daß trotz der Enttäuschung über die frühzeitige Einengung der Berufsperspektive die meisten auch später noch eine soziale Tätigkeit einer sachbezogenen Arbeit vorziehen würden. Ob sie damit nachträglich ihre Berufswahl für sich selbst legitimieren, oder ob diese Einstellung auch unter einem breiteren Angebot ihre Wahl bestimmte, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Wichtig für uns ist die darin zum Ausdruck kommende Grundorientierung, die den menschlichen, unmittelbaren Kontakt in den Mittelpunkt auch der beruflichen Orientierung stellt und somit eine Fortsetzung ihrer weiblichen privaten Orientierung darstellt. Sie wollen in erster Linie im Beruf Beziehungsarbeit leisten, so wie sie es sich auch für private Beziehungen wünschen und wie sie in der mütterlichen Praxis, der allumfassenden Sorge um den andern, seine Idealisierung findet. Eine Idealisierung, die zugleich für Diskriminierung entschädigen soll. Dieser Diskriminierung weiblicher Arbeit in der Familie hoffen Frauen durch eine Berufstätigkeit entgegen zu können, da hier ihre Beziehungsarbeit bezahlt wird, Status gewinnt und öffentliche Anerkennung genießt. Insofern könnten soziale Berufe sogar das ideale Betätigungsfeld sein, in dem weibliche Beziehungsarbeit sich mit den Vorteilen des Berufslebens vereinbaren läßt.

Der Einsatz "weiblichen Arbeitsvermögens" (OSTNER 1982) im Beruf erfährt allerdings vielfache Grenzen:

- Zunächst sind in sozialen Berufen durchaus weibliche Qualifikationen gefragt wie soziale Sensibilität, Empathie und die Sorge um den anderen (vgl. dazu das Konzept von "care" GILLIGAN 1981). Darüber hinaus wird erwartet, daß frau mit den meist geringen Mitteln zurecht kommt, das Beste daraus macht, erfinderisch ist in der Auswahl und Kombination der Mittel, um den größtmöglichen Nutzen für die Beteiligten herauszuziehen, kurz, daß sie die Fähigkeiten mitbringt, die man unter "Haushalten" versteht (BALBO 1984). So nützlich diese Fähigkeiten für die tägliche Arbeit sind, so wenig werden sie im System der Professionalität anerkannt, ja größtenteils sind sie sogar kontraindiziert in einem System, in dem es darum geht, durch Selbstdarstellung im Kampf um Macht und

Gelder Einfluß zu gewinnen und seine Position zu behaupten. Für erfolgreich gilt derjenige, dem es gelungen ist, für "sein" Ressort möglichst viele Mittel herausgeschlagen zu haben, der viele Mitarbeiter "unter" sich arbeiten hat, dessen Wort weit über seine Amtsstube, über sein Klassenzimmer, über sein Therapiezimmer hinaus Bedeutung hat und gehört wird. In allen Bereichen sind die Fähigkeiten, die "Oben" erwartet werden, ziemlich andere als die, die im Kontakt mit Klienten bzw. Schülern wichtig sind. Diese Erfahrung hat wohl auch SCHMIDBAUER (1983) gemacht, wenn er die Tendenz vieler Therapeuten beschreibt, neue Ausbildungsinstitutionen zu gründen und die Ursache hierfür u.a. darin sieht, daß es sehr viel leichter sei, einen zufriedenen Schüler zu produzieren als einen zufriedenen Klienten. Demgegenüber steht bei den meisten Frauen gerade der unmittelbare Kontakt mit dem Klienten im Vordergrund der Berufsmotivation. Das ist für sie das eigentlich "Sinnhafte", der Bereich, in dem sie sich kompetent und wissend fühlen. Diese Qualifikationen sind allerdings "Oben" nicht gefragt. Und Frauen werden auch solange Berufskarrieren für sich ablehnen, solange jede Sprosse auf dieser Leiter sich als eine neue Barriere von Macht und Bürokratie zwischen sie und die Klienten schiebt.

Die Abwertung weiblicher Qualifikationen durch das professionelle Wertesystem reicht jedoch noch tiefer: Der unmittelbare persönliche Kontakt - die eigentliche Domäne der Frau - ist hier seiner Privatheit enteignet und hat nach Gesetzen zu funktionieren, die dem Erfahrungswissen der Frauen widersprechen. Sich spontan zu verhalten widerspricht dem Postulat methodischer und systematischer Professionalität. Sich auf den einzelnen in seiner besonderen Situation einzulassen, steht im Gegensatz zu Erfordernissen einer Berufsstruktur, die eine Vielzahl von "Fällen" zur Bearbeitung vorlegt und die unter "Bearbeitung" dieser Fälle die richtige Anwendung von Richtlinien, Hilfe für den einzelnen durch die richtige Anwendung wissenschaftlicher Methodik oder die Vermittlung von allgemein gültigem Wissen versteht. Insofern wurde in unserer Untersuchung - einer Befragung von Professionellen aus dem psychosozialen Bereich - (MODELLVERSUCH 1985) von den meisten Frauen professionelles Vorgehen als gegensätzlich zu ihrem persönlichen Verhalten erlebt: "Ich wende in meiner Arbeit Methoden an, verhalte mich aber t r o t z d e m spontan."

Was die Frauen so widersprüchlich und gegensätzlich erleben und was sie meist erst mit viel persönlichem Einsatz und nach vielen inneren Auseinandersetzungen teilweise "auf die Reihe" bekommen, ist der Widerspruch zwischen personorientiertem, emotional beteiligtem, bedürfnisorientiertem Vorgehen, wie es das Ideal privater Beziehungen prägt, und dem auf Teilaspekte reduzierten, nach institutio-

nellen und wissenschaftlichen Effizienzkriterien organisierten Umgang mit den Menschen. Sicherlich leiden auch Männer unter diesen Widersprüchen. Aber solange Frauen in der Familie für die private Versorgung zuständig sind und damit tagtäglich den Wechsel zwischen diesen beiden Systemen hautnah erfahren, werden sie auch diejenigen sein, die aufgrund der unmittelbaren Erfahrung dieses Widerspruchs eher darauf beharren werden, Kriterien privater Versorgung als Ideal an die Bewertung der Berufsarbeit anzulegen, etwa in Formulierungen wie: "Am liebsten würde ich jedes Kind in der Therapie wie mein eigenes behandeln."

Mit dieser Einstellung verwirkt frau allerdings ihren Anspruch auf Professionalität und geht damit der offiziellen Anerkennung verlustig. Es wird durchaus gerne gesehen, wenn Frauen sich "aufopfernd" und warmherzig um ihre Anbefohlenen kümmern, aber als professionell gilt das nicht. Interessant ist dabei, daß diese Auffassung nicht nur Vorgesetzte, Wissenschaftler oder männliche Kollegen vertreten, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die Frauen selbst, die die Hierarchie zwischen professionellem und privat-orientiertem Helfen dahingehend verinnerlicht haben, daß sie das Gefühl nicht loswerden, oft eigentlich nichts "Ordentliches", nichts "Richtiges" zu tun. Sie haben vielfach den Eindruck, sich in ihrer Arbeit etwas "zusammengewurstelt" zu haben, das das Licht professioneller Beurteilung zu scheuen hat. Ihr "persönlicher Stil" wird abgewertet und in den geheimen Raum privaten Wissens verbannt (ROMMELSPACHER 1987). Es bleibt ihre individuelle Erfahrung und entzieht sich der öffentlichen Diskussion, entzieht sich damit auch öffentlicher Kontrolle und muß damit aber auch zugleich auf öffentliche Anerkennung verzichten.

Schließlich verstärken nicht zuletzt auch die Klienten die Hierarchie dieses Bewertungssystems: Auch sie schätzen persönliche Anteilnahme durchaus, aber um so mehr Zeit sich der/die Professionelle für sie nimmt, desto geringer schätzen sie dessen/ihren professionellen Status. Gilt dies für professionelle Männer und Frauen, so doch nicht für beide im selben Maße (GÖRTLER 1987). So haben beispielsweise auch Linguistinnen festgestellt, daß für Patienten bei der Ärztin ein Statuskonflikt entsteht zwischen dem hohen Status des Arztberufs und dem niedrigen der Frau. Zumindest die männlichen Patienten entscheiden sich eindeutig für den niedrigeren Status, was daran festzustellen ist, daß sie die Ärztin häufiger unterbrechen als umgekehrt, was sich die männlichen Patienten gegenüber dem männlichen Arzt keineswegs trauen (WEST 1984).

Das heißt, die Bewertung weiblicher Professionalität ist auf dem Hintergrund zu sehen, daß dabei in erster Linie die Frau und erst in zweiter Linie die Pro-

fessionelle gesehen wird. Das wäre wohl weiter nicht schlimm und könnte gerade im sozialen Bereich produktiv sein, wenn damit nicht zugleich eine Statusminderung einherginge, die die gesellschaftliche Mißachtung von Frauenarbeit erneut reproduziert. In diesem Sinne holt die Frauen in ihrer beruflichen Praxis die Diskriminierung aus dem Privatbereich wieder ein und führt sie zurück in die Position der Machtlosigkeit. Diese offizielle Mißachtung versuchen die Frauen häufig mit viel persönlicher Hingabe wieder wettzumachen. Damit versuchen sie jedoch vielfach, den Mangel an Anerkennung, den Mangel an Ressourcen und den Mangel an öffentlicher Wirksamkeit in mütterlichen Allmachtsphantasien, den Phantasien über die unbeschränkte Macht ihrer Zuwendung, zu kompensieren. Damit wachsen die Ansprüche an sie selbst immer weiter, und entsprechende Erwartungen der Klienten/innen werden genährt, ohne daß sich real an der Versorgungssituation etwas ändert (HAGEMANN-WHITE 1987).

Damit schließt sich der Kreis: Die Abwertung weiblicher Qualifikationen im Beruf durch die Verweigerung von Karrierechancen, durch Abwertung qua Wissenschaft und berufsoffiziellen Normen sowie durch die Mißachtung der Person Frau verstärken in ihr die Aufwertung ihrer "heimlichen Qualifikationen". Sie kehrt die Mißachtung kompensatorisch um in Allmachtsvorstellungen, die in der Mystifizierung mütterlicher Praxis bereits angelegt sind. Das selbst-lose Dasein für andere läßt sie wiederum auf Gratifikationen in der Arbeit verzichten.

Somit wird allerdings zugleich auch die Chance vertan, Real- und Phantasiewelt gegeneinander aufzuarbeiten und die Tauglichkeit von Berufsnormen gegen die Tragfähigkeit privater Problemlösungsmuster ernsthaft zu überprüfen.

2. Männlichkeit in der Familie

Versuchen Frauen das Ideal privaten Helfens in den Beruf zu tragen, so gehen Männer den umgekehrten Weg: Sie versuchen, die private Lebenspraxis mit beruflichen Strategien zu bewältigen. Das verwundert auch nicht weiter, da Männer sich primär über den Beruf definieren, so daß der Beruf mit seinen Normen und Verhaltensmustern ihre Persönlichkeit auch weitgehend prägt. Dies schlägt sich beispielsweise im Habitus des Beamten nieder, der seine väterliche Aufgabe nicht zuletzt darin sieht, in der Familie Pünktlichkeit, Ordnung und Fleiß durchzusetzen, was nicht nur die Funktion hat, die Nachkommenschaft auf ihren Part in der Arbeitswelt vorzubereiten, sondern es wird damit auch der männlichen Autorität gegenüber der Frau tagtäglich Nachdruck verliehen: Das Essen hat pünktlich auf dem Tisch zu stehen!

Die "neuen Helfer" (SCHMIDBAUER) brauchen sich durch solche Beispiele nicht angesprochen zu fühlen, sind sie es ja gerade, denen es nicht um die Durchsetzung von Normen geht, sondern diejenigen, die sich um Spontaneität, Bedürfnisbefriedigung, Emotionalität und Sensibilität, also um sehr lebensnahe menschliche Ausdrucks- und Lebensformen bemühen. Gerade sie sind doch die Vorkämpfer gegen das Diktat lustfeindlicher Disziplin.

Dennoch haben sie mit den traditionellen Familienvätern einiges gemeinsam: Sie übertragen ihre Berufsnormen in die Familie, also Normen, die außerhalb der Familie und in anderen Zusammenhängen entwickelt wurden. ANTONS schreibt etwa: "Einer Berufsnorm wie hier die der selbstreflektierten Äußerung oder der Suche nach Verstehen von Motiven für bestimmtes Verhalten, besitzt eine derartige normative Kraft, daß dem beruflichen Helfer die Fähigkeit abhanden gekommen ist zu unterscheiden, in welchen Lebensbereichen dieses Verhalten angemessen ist und in welchen nicht" (1987, 79). Das Gemeinsame mit den traditionellen Familienvätern ist allerdings nicht nur, daß sie jeweils Berufsnormen in die Familie übertragen, sondern auch, daß sie, um sich zu Hause zu erholen, hier komplementäre Eigenschaften entfalten und in diesem Sinn gerade umgekehrt reagieren. Die Wechselwirkung zwischen Arbeit und Beruf kann durchaus verschiedene Formen annehmen:

SCHMIDBAUER beispielsweise hat sich die Mühe gemacht, mehrere Typen herauszuarbeiten, wie Professionelle mit den unterschiedlichen Realitäten von Arbeit und Privatwelt umgehen. Er kommt dabei zu so illustren Figuren wie dem "Piraten", der nicht nur zu Hause, sondern auch im Beruf die ihm Anbefohlenen für seine narzißtischen und sexuellen Bedürfnisse ausbeutet. Daß dies kein seltener Typus ist, läßt sich anhand von neueren Statistiken zum sexuellen Mißbrauch von Klientinnen durch Professionelle untermauern (BURGESS & HARTMAN 1986). "Der Spalter", der draußen der große Arzt und zu Hause das kleine Kind ist, das versorgt werden will, ist auch hinlänglich bekannt. Außer dem "Perfektionisten", der seine beruflichen Tugenden auch zu Hause exerziert, gibt es für SCHMIDBAUER noch das "Opfer des Berufs", das sich ganz über den Beruf identifiziert: ein typisch männliches Lebenskonzept, das in vielen anderen Branchen auch üblich ist. Kurz, die verschiedenen Formen der Inanspruchnahme der Familie für die Reproduktion des Mannes werden auch dann nicht origineller, wenn es sich um Psychoanalytiker und Psychologen handelt. Für Frauen kommt am ehesten wohl noch der Typus "Opfer des Berufs" in Betracht. Sie müssen oft genug auf eine eigene Familie verzichten, wenn sie sich im Beruf engagieren. Sie sind dann allerdings wohl weniger "Opfer des Berufs", als vielmehr Opfer einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die Berufstätigkeit und Familie nur zu den Kosten von Doppel- und

Dreifachbelastung zuläßt. Sicherlich kann frau auch zum "Perfektionisten" werden, indem sie berufliche Verhaltensweisen in ihr Privatleben überträgt, das führt bei ihr jedoch - wie wir unten noch sehen werden - zu anderen Konsequenzen.

Um die Wirkmechanismen von Berufsnormen in der Familie zu verstehen, müssen wir allerdings noch einen Schritt weiter gehen. Denn Berufsnormen vermitteln sich nicht nur über den beruflichen Habitus, der sich in der Persönlichkeit niederschlägt, nicht nur über die übliche Verschränkung von Familie und Beruf in sich verstärkender oder komplementärer Weise, sondern auch über gezielte Einflußnahme: Bei den neuen Helfern handelt es sich ja um Experten für Beziehungsarbeit, um Menschen, die persönliche Beziehungen zu ihrem beruflichen Thema gemacht, deren Gesetzmäßigkeiten studiert und auch verschiedene praktische Alternativen für Probleme entwickelt haben. Insofern ist für sie zunächst nichts plausibler, als dieses Wissen auch in ihre eigene Familie einzubringen. Damit verstärkt sich der Einfluß der Berufsnormen in einem gegenüber der traditionellen Familie ungeahnten Ausmaß. Bereits PROKOP (1976) hat in ihrer Untersuchung festgestellt, daß der Einfluß männlicher Normen auf das Leben in der Familie sehr stark angewachsen ist. Traditionell war Familie Frauensache. Hingegen in der modernen, quasi-egalitären Familie kümmert sich der Mann auch um die inneren Angelegenheiten. Seine Einmischung besteht allerdings mehr auf der Ebene von normativen Setzungen und Kontrollen als auf der Ebene praktischer Unterstützung. In diesem Sinn haben die modernen Familienfrauen gegenüber ihren traditionellen Geschlechtsgenossinnen ein Gutteil Eigenständigkeit verloren.

Welches sind nun die Berufsnormen, und was macht sie zu männlichen Normen? ANTONS hat in Bezugnahme auf Arbeiten von FENGLER die unterschiedlichen Auswirkungen der "déformation professionnelle" u.a. so zusammengefaßt (1987, 79 ff.):

- Indifferenz gegenüber dem Alltag
 - Inflationäre Beziehungsklärung
 - Klientifizierung des Bekanntenkreises
 - Verdeckte Normierung der Interaktion, d.h., es wird die Form vorgeschrieben, wie man miteinander zu interagieren habe
 - Aggressive Schnell-Diagnosen
 - Entwicklung einer sich selbst isolierenden psychosozialen Subkultur.
- "Wichtige Aspekte aus der Fülle des Lebens verschwinden aus dem Gesichtskreis, alles wird auf 'Psychisches' bezogen und führt zu einer, auch sprachlich sich abhebenden, selbstgeschaffenen Isolation."
- Verlust selbstverständlicher Gefühlsqualitäten

- Technisierung der Konfrontation

"Harte Auseinandersetzungen werden mit systemkonformen Winkelzügen gespickt (...) deren Wirkung schon mitgeplant ist und die/den Kontrahenten mit einem Gefühl des Betrogeneins zurücklassen."

- Naseweises Sprüchemachen

"Große und bedeutende Gedanken werden per Verfügbarkeit über Bücher, Vorträge und Gruppen zum schnell zirkulierenden Konsumgut und breiten sich schneller aus, als ihnen guttut ... darin äußere sich auch das Vermeiden von Handeln und das Verharren im Probehandeln."

Analog zu anderen Berufsnormen geht es bei der Übertragung therapeutischer Normen um die Überstülpung einer bestimmten Sichtweise und eines bestimmten Kategorienschemas auf den Alltag, sowohl inhaltlich als auch formal: Ehefrauen und Freunde werden zu Klienten, der Streit zum Austausch von Feedback. Was nicht nur eine offensichtliche Form von Kontrolle ist, sondern vor allem auch indirekt durch seine Selektivität zu einem vorzüglichen Instrument von Macht-ausübung wird. Ein Ereignis bekommt nur dann Bedeutung, wenn es den beruflichen Kriterien von Relevanz genügt. Alles andere wird ausgegrenzt. Diesen Selektionsprozeß kennen wir bereits zur Genüge aus der Geschichte: Nur das wird zum historischen Faktum, was für die Historiker historisch ist, also Geschichte gemacht hat. Das waren bis vor kurzem im wesentlichen große Männer und ihre Kriege, die Entwicklung des Werkzeugs und die ökonomischen Verhältnisse. Frauen und Alltag kamen hier nicht vor. Ebenso ist es mit den Verhaltenswissenschaften: Nur die Ereignisse gelten als relevant, die von den Wissenschaftlern erfaßt und von ihnen als beeinflufßbare erkannt werden. Und nicht zuletzt ist es folgende Qualität, die diese Sichtweise zu einer männlichen macht:

H.E. RICHTER (1980) beschreibt Männlichkeit als Verfügung über Manipulationstechniken gegenüber Abhängigen, insbesondere Ehefrauen, aber auch den Klienten gegenüber, mithilfe derer Isolationsängste abgewehrt werden können und mit denen Emotionalität und Hingabefähigkeit delegiert werden können, um vor sich und seiner Umwelt den Unabhängigen, Starken und Selbstsicheren spielen zu können. Was RICHTER hier beschreibt, ist jedoch nicht nur eine soziale und emotionale Ausbeutung des Schwächeren, wie wir sie in allen möglichen Machtverhältnissen wiederfinden, sondern es geht auch allgemeiner um die für die "Männerwelt Beruf" (BECK-GERNSHEIM 1980) typische, allseitige A b w e r t u n g d e s A l l t a g s und seiner Lebens- und Kommunikationsformen. Die Familie hat lediglich die Funktion, für die eigentlichen Aufgaben des Lebens den Hintergrund abzugeben.

Dazu beispielsweise ANTONS: Seine Interviewpartner weisen darauf hin, daß die

Standards professioneller Beziehungen als **A n s p r ü c h e** an die privaten Beziehungen angelegt werden: "Sie (die Ansprüche) werden so hoch gehängt, daß mit ziemlicher Sicherheit die Latte gerissen wird" (1987, 84). Professionelle Arroganz in Reinkultur. Es gibt anscheinend nichts "Höheres" als eine durchgearbeitete, analysierte Beziehungsdynamik, wie sie uns von Profis in Workshops vorgeführt wird. Davor muß dann jedes menschlich-alltägliche Zusammenleben primitiv und jämmerlich erscheinen.

Es geht aber nicht nur um hoch und tief, sondern auch um **N ä h e** u n d **D i s t a n z**: Professionelle Beziehungsarbeit besteht offensichtlich ganz wesentlich in der Kunst, das Spiel zwischen Distanz und Identifikation zu beherrschen: jederzeit in Distanz gehen zu können, wenn der/die andere mehr von einem fordert, als man zu geben bereit ist. Der Professionelle hat jederzeit den Rückfahrerschein in der Tasche. Das ist für SCHMIDBAUER, den Erfinder des "Helfersyndroms", das zentrale Thema. Helfen ist für ihn vielfach Abwehr eigener Bedürftigkeit und Emotionalität. Für ihn gibt es neben der spontanen emotionalen Hilfsbereitschaft nur noch das Helfen als rational geplante Interaktion mit Tauschwertcharakter und das "Helfen als Suche nach narzißtischer Befriedigung nach Geltung, Macht, Ansehen, nach emotionaler Nähe bei gleichzeitig erhaltener Kontrollmöglichkeit" (1983, 44). Oberhaupt ist "Kontrolle von Beziehungen" für ihn Inhalt des Helferberufs; von dem eine "ständige Verführung ausgeht, die eigene Intimsphäre zu kolonisieren" (ibid., 46).

Das bedeutet in der Partnerschaft nicht weniger als die Aufhebung von Gegenseitigkeit, den Bruch des ungeschriebenen Vertrags, der stillschweigenden Übereinkunft, daß man/frau bei emotionaler Offenheit beim Partner mit derselben Reaktion rechnen darf. Und nicht etwa vom anderen vorgeführt wird, und der Professionelle von sicherer Warte aus sie/ihn in seiner/ihrer Spontaneität und Emotionalität auflaufen läßt.

Die Kunst der Distanzierung per Methode scheint außerordentlich nützlich für die Experten für Beziehungsarbeit zu sein. So beschreibt auch DEVEREUX (1976) in seinem Buch "Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften", wie die verschiedensten Methoden, etwa die des Sortierens, des Benennens, des übermäßigen Auswertens, des Isolierens usw., Mechanismen zur Reduktion von Angst zum Schutz vor eigener Emotionalität sind. Das Material wird, wie er sagt, damit "entgiftet". Die Folge: Entsinnlichung der Realität und Eindimensionierung des Erlebens mit eingebauter Überlegenheitsgarantie für den professionellen Part.

Wovor aber all die Angst? Vor der Wiederkehr des Verdrängten, vor verbotenen Im-

pulsen? Diese Erklärung bleibt so eindimensional wie das ganze professionelle Erklärungssystem. Es geht wohl auch um die Erhaltung von Machtpositionen und die Abwehr von realer Verantwortung, von unangenehmen Verpflichtungen und alltäglicher Mühe. Die Bewältigung der Realität auf eine "Sprechkur" zu reduzieren, ist eben auch eine Form, sich aus der Verantwortung gegenüber realen Anforderungen zu schleichen. Daher auch die "Künstlichkeit", das "Leben aus zweiter Hand", das in der Psychoszene vielfach beklagt wird. Beispielsweise über die Problematik des Alters ein Seminar abzuhalten oder die eigene Berufstätigkeit zu reduzieren oder gar ganz zu quittieren, um die eigenen alten Eltern zu versorgen, das bleibt wohl noch lange der feine Unterschied zwischen Männer- und Frauenarbeit.

Es geht also nicht an, die Verarmung der Erlebnisqualität, die Unwirklichkeit der "Psychowelt" zu beklagen, ohne nicht zugleich auch die darin enthaltene Vorteilnahme und Absicherung von Privilegien zu benennen.

3. Hierarchie des Helfens

Die hier geschilderten Berufsnormen werden auch von Frauen in den Alltag hineingetragen: Wer kennt nicht die Frau, die immer und überall jedem zuhört und durch einen psychosozialen Beruf noch mehr verlernt hat, sich selbst zu äußern und ihre Interessen zu artikulieren. Dieses genormte Verhalten erfolgt bei ihr jedoch von einem anderen Selbstverständnis aus als beim Mann. Dieselben Verhaltensweisen verwischen nicht die Geschlechterunterschiede, sondern verstärken u.U. sogar die geschlechtstypischen Reaktionsmuster. SCHMIDBAUER hat diese Polarisierung wohl eher unfreiwillig in folgendes Bild gefaßt: Angesichts der vom professionellen Helfer verlangten Haltung des Gebenden und Verstehenden kann das Ideal der Selbstlosigkeit das ganze Leben bestimmen und dann, so fährt er in seiner Analyse fort, in ein Leben nach dem Muster der Ordenskrankenschwester oder dem des Revolutionärs und Parteifunktionärs münden (1983, 23). Genau das ist der Unterschied: Dienen oder Held-Sein, Verlust des Selbst oder Erhöhung des Selbst.

Die Hierarchie des Helfens konstituiert sich also über die postulierte Überlegenheit des professionellen gegenüber dem Alltagshandeln, sie konstituiert sich über den Statusunterschied der Geschlechter und über das jeweilige Selbstverständnis von Frauen und Männern.

Aufgrund dieser Hierarchie konnte Helfen auch attraktiv für Männer werden. Wissenschaftlichkeit war schon immer eine machtvolle Stütze für Männer, weibliche Bereiche den Frauen zu enteignen, sei es in der Medizin, der Pädagogik

oder jetzt in Psychologie und Sozialarbeit. Helfen kann dann durchaus zu einer männlichen Tätigkeit werden, wenn es männliche Rollenprivilegien nicht gefährdet. Hierzu dient nicht nur Professionalität als solche mit all ihren Absicherungen, sondern auch eine inhaltliche Abstützung durch die von Männern geschaffene Theorie.

Diese Theorie setzt dem Helfen als "Dasein für andere" oder gar dem Helfen als "Selbstlosigkeit" ein Helfen gegenüber, das die Entfaltung des eigenen Ich ins Zentrum stellt und damit die männliche Normalbiographie psychologisch unterbaut. Hinter der Suche nach Autonomie, nach dem "wahren Selbst" verbirgt sich die Individualität des selbständigen bürgerlichen Mannes, der seines "eigenen Glückes" Schmied ist, bzw. sein könnte, wenn er es nur richtig anstellte. Allerdings wird bei Verfolgung dieser Zielsetzung heutzutage immer deutlicher, daß soziale Beziehungen dabei auf der Strecke bleiben.

Dieser Konzeption steht die Realität der "mütterlichen Praxis" gegenüber, die bislang in der psychologischen Theoriebildung vornehmlich als Quell psychischer Deformierung zur Kenntnis genommen wurde. Tatsächlich ist sie der Prototyp menschlicher Beziehung als Beziehung zwischen Ungleichen, zwischen qualitativ verschiedenen Wesen, eine Beziehung, die von Abhängigkeit geprägt ist. Sie kann im bürgerlich-männlichen Selbstverständnis allenfalls als Negativfolie begriffen werden, vor der die Einzelexistenz um so strahlender erscheint. Allerdings wird es angesichts des real existierenden Beziehungsnotstandes doch langsam Zeit, sich die mütterliche Praxis genauer anzuschauen und die darin enthaltene Dimension von sozialer Verantwortung, sprich: den Umgang mit Abhängigkeit und Macht genauer zu erforschen (HAGEMANN-WHITE 1987).

Die meisten kritischen Autoren sehen inzwischen durchaus die Begrenztheit psychologischer Konzeptionen, die sich in ihrer Zielsetzung primär auf die Verwirklichung von Individualität beschränken. Allerdings kann man die Ernsthaftigkeit dieser Selbstkritik bezweifeln, wenn ANTONS (1987) beispielsweise die Zerstörung sozialer Beziehungen lediglich unter der Rubrik "schädliche Nebenwirkung der Droge Therapie" führt.

Selbstverwirklichung als Ideologie begleitet die allgemeine Zeiterscheinung der Individualisierung, wie sie etwa BECK (1987) beschrieben hat, der zunehmenden Loslösung des einzelnen aus Herkunftsmilieu, Klasse, moralischer Ordnung und Bindungen durch die Arbeit. BECK beschreibt den Beitrag der Psychokultur zur Individualisierung u.a. so: "Besessen von dem Ziel der Selbstverwirklichung reißen sie sich selbst aus der Erde heraus, um nachzusehen, ob ihre Wurzeln

auch wirklich gesund sind" (ibid., 156). Allerdings ist diese Individualisierung gleichwohl begleitet von einem gesteigerten Bedürfnis nach Intimität in der Partnerschaft, da diese die gesamte Isolation abzufangen hat und Heimat in all ihren Dimensionen ersetzen muß.

Und es stellt sich die grundsätzliche Frage, ist "Individualität zu zweit" zu leben?

Bisher ging die Individualisierung "einfach" auf Kosten der Frau. Sie verzichtete auf einen eigenständigen Lebensweg, um "im Hintergrund" die Voraussetzungen für die Individualisierung des Mannes zu schaffen. Zur beruflichen Selbstentfaltung gehört nun mal in unserer Gesellschaft ein "Reproduktionsmilieu", das sich all den im Beruf gestellten Erfordernissen anpaßt: die Kinder aufzieht, das Haus bestellt, das soziale Leben organisiert und jederzeit Umzüge in Kauf nimmt (BECK-GERNSHEIM 1980).

Nachdem auch Frauen inzwischen das Recht auf einen eigenständigen Lebensweg einklagen, bzw. dieser ihnen auch "im Prinzip" zugestanden wird, wird es komplizierter. Insofern hat der Widerspruch zwischen Individualisierung und Reproduktion eine erhebliche Sprengkraft, und es bedarf immer subtilerer Techniken, um Frauen vom Sinn der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu überzeugen.

Welche Wege sind denkbar?

Es gibt die Möglichkeit des Rückgriffs auf traditionelle normative Regelungen, nach dem Motto: Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht trennen (vgl. ANTONS 1987, Kap. 8.3).

Es gibt die weitere Möglichkeit, daß die Individualisierung für Männer und Frauen sich stetig fortentwickelt und die Single-Existenz zur vorherrschenden Lebensform wird.

Schließlich gibt es die Möglichkeit umzudenken und in neuer Form soziale Zusammenhänge zu stiften. Dafür hat beispielsweise ANTONS (ibid.) eine Reihe von Ratschlägen parat: Man solle sich selbst nicht so wichtig nehmen; steh an deinem Platz, egal, wo du bist; Leben statt Verstehen, oder auch Leben statt Helfen; Erwartungen an den seelischen oder sozialen Besitz des Partners reduzieren; Distanz und Nähe leben können, etc.

Diese Empfehlungen enttäuschen. Könnte man doch von einem prominenten und jahrelang erfahrenen Beziehungsexperten nach dieser ausführlichen Problemanalyse etwas mehr Substanz erwarten. All diese Ratschläge bleiben auch bei wohlwollender

Interpretation gerade noch auf der Ebene von "gut gemeint". Und sie werden geradezu ärgerlich und unverantwortlich angesichts des ungeheuren Trends der Psychokultur, die Individualisierung und Isolation zu unterstützen und die daraus resultierenden neuen Abhängigkeiten, sei es vom Partner, sei es vom Psycho-Experten, zu verstärken.

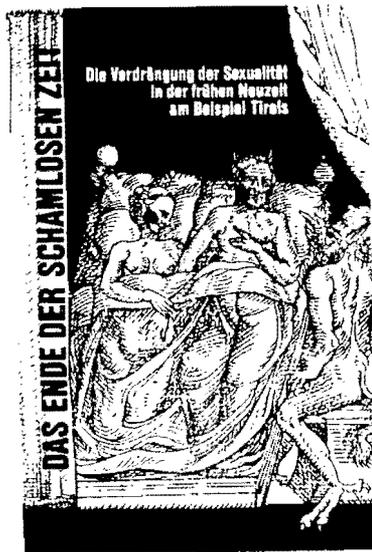
Der Künstlichkeit, dem Egozentrismus, der technisierten Kommunikationsmacht psychosozialer Theorie und Praxis entgegenzutreten, bedarf es einer tiefgreifenden Revidierung und Reformulierung. Es bedarf einer grundsätzlichen Neugestaltung des Verhältnisses von theoretischer und praktischer Verantwortlichkeit, von Realhandeln und Probehandeln. Es bedarf einer genauen Analyse weiblicher Praxis und ihrer Veröffentlichung mit demselben gesellschaftlichen Gewicht, dessen sich der männliche Weg des Helfens bisher erfreuen durfte. Es bedarf des grundsätzlichen Aufbrechens der Hierarchie des Helfens, der Hierarchie von Alltag und Professionalität, der von gesellschaftlichem Status bzw. Macht und Fürsorge und Verantwortung für den Mitmenschen. Da reichen nicht ein paar gute Ratschläge, sondern es steht nichts Geringeres an als die Aufhebung der praktischen und theoretischen Arbeitsteilung der Geschlechter.

LITERATUR:

- ANTONS, Klaus: Helfen oder Lieben? Trennung und Scheidung in psychosozialen Berufen. Reinbek 1987
- BALBO, Laura: Crazy Quilts: Gesellschaftliche Reproduktion und Dienstleistungsarbeit. In: KICKBUSCH, I. & B. RIEDMÖLLER (Hrsg.): Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik. Frankfurt/M. 1984
- BECK, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986
- BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt/M. 1981
- BÜHM, Nicola: Frauen - das kranke Geschlecht? Zur Epidemiologie psychischer Erkrankungen bei Frauen. In: Rommelspacher, B. (Hrsg.), a.a.O., 1987
- BRIGITTE-STUDIE: METZ-GÜCKEL, Sigrid & Ursula MÜLLER: Der Mann. Weinheim 1986
- BURGESS, B.W., HARTMAN, C.R.: Sexual Exploitation of Patients by Health Professionals. New York 1986
- GORTLER, Helga: Arbeiten Therapeutinnen anders? Der Einfluß des Geschlechts auf das therapeutische Verhalten. In: ROMMELSPACHER, B. (Hrsg.), a.a.O., 1987
- HAGEMANN-WHITE, Carol: Macht und Ohnmacht der Mutter. In: ROMMELSPACHER, B. (Hrsg.), a.a.O., 1987
- MODELLVERSUCH "Fachkräfte für die Psychosoziale Versorgung". Berichte und Materialien Nr. 5: 2. Zwischenbericht. Berlin 1985

- OSTNER, I.: Beruf und Hausarbeit. Frankfurt/M. 1982³
- PROKOP, Ulrike: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt/M. 1976
- RICHTER, Horst Eberhard: Flüchten oder Standhalten. Reinbek 1980
- ROMMELSPACHER, Birgit: Zukunft des Helfens - Zukunft der Frauen? Zur professionellen Identität von Frauen in helfenden Berufen. In: KLEIBER, D. & B. ROMMELSPACHER: Die Zukunft des Helfens. - Neue Wege und Aufgaben psychosozialer Praxis. Weinheim, München 1986
- ROMMELSPACHER, Birgit (Hrsg.): Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen. Frankfurt/M. 1987
- ROMMELSPACHER, Birgit: Mütterlichkeit und Professionalität. In: ROMMELSPACHER, B. (Hrsg.), a.a.O., 1987
- SCHMIDBAUER, Wolfgang: Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe. Reinbek 1983.
- WEST, Candice: Können "Damen" Ärzte sein? In: TRÖMEL-PLÖTZ, Senta: Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt/M. 1984

Birgit Rommelspacher
Knobelsdorffstr. 33
1000 Berlin 19



Günther Pallaver

DAS ENDE DER SCHAMLOSEN ZEIT

Die Verdrängung der Sexualität in der
frühen Neuzeit am Beispiel Tirols

Wien 1987, ISBN 3-900351-77-5
292 Seiten, öS 258,-/DM 36,-

Im Zuge der tridentinischen Gegenreformation leitete die Kirche einen verbissenen Kampf gegen alles ein, was mit Erotik verbunden war. Dabei war sie bestrebt, das sexuelle Verhalten jedes einzelnen zu reglementieren. So wurden zu Beginn der Neuzeit die Schlafzimmer von angeblicher Unmoral gesäubert, erotische Literatur vom heimischen Markt verbannt. Die Badeanstalten, in denen früher Männer und Frauen gemeinsam geplantscht und geliebt hatten, wurden verriegelt.

Verlag für Gesellschaftskritik, Kaiserstraße 91, A-1070 Wien